



Der Feldmeister auf Tour
Foto: Erna Schwaiger

„Ich bin geblieben, denn die Arbeit hatte ich vor der Haustür.“

Frau F. ⁶ (Jahrgang 1930) zog 1952 von Kolbermoor, wo sie aufgewachsen und sechs Jahre in der Spinnerei gearbeitet hatte, nach Nicklheim zur Familie ihres Mannes. Sie arbeitete 32 Jahre im Torfwerk, schildert die Lebens- und Arbeitssituation der Frauen auf dem Torffeld in den fünfziger und sechziger Jahren und die Frauenarbeit im Werksgebäude.

Familiensituation

Ich kam 1952 nach Nicklheim. Meinen Mann hatte ich beim Tanz in Raubling kennen gelernt. 1952 heirateten wir, weil ich bereits schwanger war. 1953 ist unser Bub auf die Welt gekommen. Wir wohnten in einer Baracke in Nicklheim, dort wo heute das freie Feld neben der Siedlerstraße ist. Mein Mann hatte sechs Geschwister. In der Wohnung meiner Schwiegereltern gab es ein Kinderzimmer, zwei, drei Kinder schliefen in einem Bett. Aber früher hatten ja auch die Bauern viele Kinder. Als ich zu meinem Mann zog, bekamen wir ein eigenes Zimmer, der ältere Bruder schlief von da an bei seinen Eltern im Zimmer. Die Küche hatten wir gemeinsam. Als ich nach einem Jahr zu Hause beim Kind wieder zu arbeiten begann, beaufsichtigten meine Schwiegereltern den Jungen. Zuerst war ich beim Forst, dann im Torfwerk beschäftigt, wo auch mein Mann arbeitete. Das Geld, das wir verdienten, gaben wir den Schwiegereltern. Wir sagten: Dann könnt ihr mit unserem Geld mitessen. Die Schwiegermutter hat für alle gekocht. Damals gingen die sechs Geschwister meines Mannes noch zur Schule. Und mein Mann und ich waren froh, dass sie auf unseren Buben aufpassten, wenn wir in der Arbeit waren.

Als wir heirateten, war mein Mann 22 Jahre alt. Mein Schwiegervater war oft krank und konnte keiner Erwerbsarbeit nachgehen. Er sammelte Alteisen, hatte dazu ein Fahrrad mit Anhänger. Das Geld, das er über den Alteisenverkauf zusammenbekam, war nicht viel, damit zahlte er meist die Schulden, die seine Frau für die Kinder

und Lebensmittel ausstehen hatte. Die Kinder wachsen, brauchen Gewand, dann brauchen sie wieder Schuhe...Fürs Essen haben sie immer wieder ein bissl dazu gekauft.

Arbeit beim Forstamt und Beginn beim Torfwerk

Einmal traf ich den Forstmeister beim Einkaufen. Er sagte: ich brauche junge Leute zum Pflanzen setzen. Wir pflanzten den Wald Richtung Holzhausen. Einmal kam der Betriebsleiter vom Torfwerk auf meinen Mann zu. Er sagte: Wir brauchen auch junge Leute, und ob ich nicht beim Torfwerk arbeiten wolle. Sagte mein Mann: „Das ist eine Arbeit, die meine Frau noch nie gemacht hat.“ „Die Arbeit hat noch jede Frau geschafft und die jungen sind alle geblieben.“ Mein Mann hat es mir erzählt und gemeint, ich soll mir das gut überlegen. Beim Forstamt verdiente ich auch gut. Was sollte ich machen? Sagt der Betriebsleiter zu meinem Mann: „Kommst am Sonntag nach der Kirche zum Nickl in die Wirtschaft, ich zahle dir eine Brotzeit.“ Mein Mann kam heim, sagte mir wieder, der Betriebsleiter hätte mich gern als Arbeiterin. Ich fragte meine Nachbarinnen, die in der Filze arbeiteten. Schließlich sagte ich zu.



Frauen auf dem Torffeld. Foto: Scheuerer

Die ersten Tage waren hart. Die Knie taten weh. Die Torfstücke, die zusammenklebten, musst du auseinander brechen. Aber ich bin geblieben. Denn die Arbeit hatte ich vor der Haustür. 15 Jahre lang bin ich in der Filze auf den Knien umeinander gerutscht. Nach den Schubkarren

kamen die Gleise mit den kleinen Loren. Die Gleise verrückten auch wir Kastlfrauen. Die Männer richteten die Gleise, auf denen die Lok gefahren ist. Dann richteten sie wieder die Torfdeckel zum Abdecken der aufgeschichteten Torfstücke, damit der Torf nicht wieder nass wurde. Es gab immer etwas zu tun.

Ein Arbeitstag auf dem Torffeld

Wir sind immer um sechs Uhr früh aufgestanden, die Arbeit begann um sieben Uhr. In der Früh gab es Malzkaffee, Milch, Brot mit Margarine oder Marmelade. Mit dem Radl fuhren wir den buckligen Weg am Gleis entlang bis zum Torfwerk. Jeden Tag fuhren wir zuerst zur Schlosserei. Es gab zwei Torfmeister, die die Leute zur Arbeit einteilten, der eine hatte das obere Torffeld, der andere das untere. Jeden Morgen teilten sie bei der Werkstatt, wo die Schlosserei war, die Arbeit ein: Entweder schichteten wir den Torf auf, der liegen geblieben war, oder wir kastelten die Torfwürste, damit der Torf trocknen konnte.

Pro Feld waren es immer hundert Torfwürste, die der Torfmeister auszählte. Ein Feld war 45 Meter breit, in dieser Breite hatte der Bagger die Torfwürste abgelegt gehabt. Jede Gruppe von Frauen kastelte die Torfstücke von jeweils einem Feld auf. In jeder Gruppe waren zwei bis vier Frauen. Wir mussten jedes Torfstück einzeln aufheben - an der Unterseite war es batzig - und umdrehen. Erst wenn die Oberseite abgetrocknet war, konnten wir mit dem Kasteln beginnen. Waren wir zu viert, bekamen wir zweieinhalb Felder zugewiesen. Es gab ein vorgegebenes Quantum, das wir im Akkord arbeiteten. Wenn das Feld schön leicht zu arbeiten war, die Torfstücke trocken, konnten wir in der gleichen Zeit mehr schaffen. Dann erhielten wir natürlich auch mehr bezahlt. Aber immer war das Feld nicht ideal.

Wir hatten keine Handschuhe – nichts. Unsere Arbeitshosen hatten wir selbst mit einem Lederfleck an den Knien verstärkt. Damals gab es noch keinen Schaumgummi. Wir arbeiteten immer im Knien. Dazwischen bist du schon immer wieder aufgestanden, weil die Knie wehtaten. Oder der Torf war so batzig [matschig],

dass man sich nicht hat hineinknien können. Manchmal war das Feld so nass, dass einem das Wasser in die Hose hineinrann. Wir trugen immer Gummistiefel. Und als es Gummihandschuhe gab, kauften wir uns diese sofort.

Ein Arbeitstag dauerte neun Stunden, und auch am Samstag wurde gearbeitet - von sieben bis zwölf Uhr. An den anderen Tagen ging es von sieben bis zwölf Uhr mittags, dann machten wir eine Stunde Mittag - in der Zeit sind wir auf dem Feld geblieben - arbeiteten dann weiter bis um fünf Uhr abends. In der Mittagspause packten wir unsere Brotzeit aus. Aus den Torfdeckeln bauten wir uns einen Sonnenschutz, damit wir wenigstens ein bisschen Schatten hatten. Die Torfdeckel waren dicke Bretter, die manchmal liegen geblieben waren, der Bagger war darauf gefahren. Die Torfdeckel waren auch unser Unterstand, wenn es während der Arbeitszeit kurz regnete oder ein Gewitter kam. Doch manchmal hat es so gewettert, dass wir heimfahren mussten, weil man nicht mehr arbeiten konnte.

Beim Kasteln schichteten wir immer zehn Torfstücke aufeinander, jeweils zwei auf eine Lage. Wenn das Feld schlecht und nass war, musstest du halt schauen, dass die nassen nach oben kamen. Wenn der Torf zu nass war, brachen die Stücke, dann musste man schauen, dass die Kastl hielten, auch wenn manche Torfstücke kürzer waren.

Waren in der Gruppe Frauen dabei, die nicht so schnell arbeiteten, mussten wir auf diese warten. In meiner Gruppe verstanden wir uns gut. Es gab auch Gruppen, die immer zerstritten waren, und es gab Neid zwischen den Gruppen. Denn eine Gruppe konnte zum nächsten Feld gehen, wenn sie ihr Feld fertig gekastelt hatte. So sah man immer die Gruppe, die schneller war und deshalb die Wahl über das folgende Feld hatte. Es gab sogar Frauen, die deswegen ihre Männer am Abend zum Kasteln schickten und voraus arbeiteten. Wenn man das neue Torffeld auswählen konnte, nahm man natürlich dasjenige, das am besten zum Arbeiten war: ohne Stauden und Dornen im Torf. Da gab es oft Neid. Aber wir lachten dann wieder darüber.

Ich war immer in einer Vierergruppe, dazu sagten wir Partie. Geredet wurde viel, auch gelacht. Wenn die Felder aufgekastelt waren, musste der Torf trocknen. War er trocken, kamen wir zum zweiten Mal auf das gleiche Feld: Mit den Schubkarren fuhren wir die trockenen Torfstücke aus den Feldern, schichteten sie auf und deckten sie mit Holzbrettern ab.

Später gab es eine Maschine, den Sammler, der diese Arbeit erleichterte und beschleunigte.



Torfarbeiter bei der Sammlermaschine, ca. 1959
Foto: Holler

Haustorf

Beim Haustorfstich war es anders. Eine Familie durfte von der Gemeinde aus vielleicht drei- bis viertausend Stück stechen. Diese schnitten sie von Hand mit dem Torfmesser heraus. Diese Torfstücke waren ein wenig länger und breiter. Meist stand ein Kind mit dem Schubkarren neben dem Vater, der den Torf abstach und die Stücke auf den Schubkarren warf. Auch ich machte diese Arbeit oft. Zur Mutter sagte ich: „Mach’ du die Wäsche und ich geh mit dem Vater zum Torfstich.“ Damals ging ich noch zur Schule in Kolbermoor.

Auch wenn ich die Torfarbeit von zu Hause in Kolbermoor vom Haustorfstich her kannte, die Arbeit im Torfwerk war trotzdem anders für mich. Denn da warst du monatelang den ganzen Tag auf den Knien.

Für den Haustorf hat man 3000 Stück stechen dürfen, nicht mehr. Die Menge musste für den Winter reichen. Es gab viele, die selbst gar kein Werkzeug zum Torfstechen hatten: Torfmesser, Gabel und Schaufel brauchte man dazu. Man musste zuerst einen Graben ziehen, damit das Wasser ablaufen konnte. Solche Leute sind in der Nacht halt zum Stehlen vom Torf gegangen. Sie nahmen den Torf von den anderen Leuten, die ihren Haustorf gestochen hatten. Das gibt im Dorf natürlich Streit. Aber da streitest du halt, dann holt er sich den Torf halt wo anders. Heute ist es das Gleiche mit dem Holz. Wenn du dein eigenes Brennholz machst, ist das viel Arbeit. Mein Mann und ich fragten beim Forstmeister nach, ob wir unser Brennholz machen dürften. Er hat uns etwas zugewiesen, fuhren das Holz mit dem Anhänger nach Hause. Da haben wir am Samstag, Sonntag halt zusammen geholfen. Wenn die Bauern Holz gemacht haben, sind wir dorthin und haben gefragt, ob wir die Äste haben könnten. Mit dem Leiterwagen haben wir das Holz heimgefahren.

Ein Bauer baut sich in sein Haus einen Kachelofen, der die ganze Wohnung wärmt. Aber wenn du in einer kleinen Wohnung bist, kannst du das nicht machen. Da bist du froh, dass du den Torf umsonst hast. Unsere Küche wurde schnell warm. Mein Mann hatte seinen Sessel, ich saß hier. Das hat uns gereicht. Der Mensch muss zufrieden sein, dann geht das alles.

I: Wie haben Sie die Arbeit bewältigt?

Wenn du nichts anderes hast, musst du halt. Freilich schimpften wir oft, wenn die Männer mit dem Bagger schlecht gefahren waren. Oder wenn es regnete, der Torfmeister gerade draußen war, und er sagte: „Ein Stückl könnt ihr schon noch arbeiten.“ Der Bagger musste auch bei Regenwetter fahren. Nur wenn es überhaupt nicht mehr zu regnen aufhörte, mussten sie stehenbleiben. Was da an Torfwürsten herausgekommen wäre: ein einziger Batz, den man kaum mit der Hand fassen konnte.

Zur Brotzeit mittags hatten wir halt ein Butterbrot, manche hatten Kartoffeln dabei, machten sich ein Feuer und haben die Kartoffeln auf Stecken gebraten. Aber wenn es heiß war, brauchten wir nichts zu essen, dann haben wir nur getrunken. Wir hatten Limo, manche Tee dabei. Wenn uns das Trinken ausging, schickten wir eine der Frauen zum Wirt, um Getränke zu kaufen. Ein Rucksack voller Flaschen - das war was auf dem Fahrrad. Der Weg war so bucklig, auf der einen Seite das Gleis, auf der anderen der Graben. Einmal ist eine Frau mit ihrem Fahrrad mit dem Pedal an eine Schwelle vom Gleis gekommen, sie verlor das Gleichgewicht und fiel in den Graben. Sie war schon weit über 50 Jahre alt, hatte an dem Tag auch noch ihre Periode, fuhr heim - und kam wieder zur Arbeit. Ich wäre nicht mehr gekommen.

I: Warum ist sie denn wieder gekommen?

Ja, sie wird das Geld halt auch gebraucht haben.

I: Wer hätte es gemerkt, wenn sie nicht mehr gekommen wäre?

Es gab einen Torfmeister. Er schaute immer wieder nach, schrieb auf, wie viele Felder wir gearbeitet haben. Nur selten, wenn wir zum Beispiel nur ein halbes Feld bis zum Feierabend geschafft hatten, schrieben wir es selbst auf.

Es gab bei allen Partien Frauen, die sich einfach mit der Arbeit härter taten. Und wenn im Torf Gestrüpp oder Dornstauden waren, hast du nicht so hinfassen können, weil es einfach so weh tat. So mussten wir halt zusammenhelfen. Die Bezahlung galt immer für eine Partie.

Krankheitsfall

I: Was war, wenn eine Frau aus der Partie nicht zur Arbeit kam?

Sie oder ihr Mann gab dem Torfmeister Bescheid, dass sie krank ist.

I: Was war, wenn eine Arbeiterin einmal längere Zeit krank war?

Das war so eine Sache: Wir waren Saisonarbeiter. Da hast du eine gewisse Zeit an Monaten arbeiten müssen, damit du im Winter stempeln,

die Arbeitslosenunterstützung beziehen konntest. Die Anmeldung war beim Arbeitsamt in Rosenheim. Manchmal sagte einem der Meister: „Jetzt kannst du stempeln gehen.“ Aber auf dem Amt stellten sie fest, dass noch ein paar Tage für den Arbeitslosenanspruch fehlten. Dann musste man die fehlende Zeit reinarbeiten, damit man die Grundunterstützung bekam.

Ich war 15 Jahre lang dort draußen auf den Torffeldern arbeiten. Doch nur siebeneinhalb Jahre werden davon für die Rente gerechnet. Als wir später in der Halle arbeiteten, weil die Umstellung auf Blumenerde erfolgt war, konnte man ganzjährig und den Winter durcharbeiten.

Verdienst

Jeden Monat erhielten wir unseren Lohn am Zahntag. Es war genau berechnet, wieviel die Partie gearbeitet hatte. Wir waren, ehrlich gesagt, zufrieden. Der Betrieb hat das Geld in bar ausbezahlt, wie es damals üblich war. Wir gingen also hinauf zum Büro, wo die Schlosserei war. Der Chef vom Torfwerk und die Meister haben das Geld in Papiertüten ausgegeben. Der Reihe nach sind die Arbeiter angestanden. Das war auf dem Arbeitsamt das Gleiche: Man musste das Geld dort direkt abholen.

Beim Zahntag holten die Männer und die Frauen ihren Vorschuss ab. Der Mann hat 30 Mark bekommen und die Frau 20 Mark. Am Monatsende wurde dann der ganze Monat verrechnet. Die Frauen haben ihr Geld hauptsächlich für Lebensmittel ausgegeben. Gekauft wurde nur auf Weihnachten oder Ostern etwas, wenn die Kinder Schuhe oder ein Gewand gebraucht haben.

Mein Mann und ich legten unseren Verdienst zusammen. Wir hatten damals kein Bankkonto. Es gab aber auch Familien, in denen der Mann und die Frau ihren Verdienst einzeln verwalteten. Wenn du das Geld als Ehepaar zusammenst, hast du einfach mehr für Anschaffungen zur Verfügung: Für ein Fahrrad, Kleidung und so weiter. Kleidung haben wir uns über den Katalog ausgesucht.

I: Haben Sie von dem Verdienst leben können?

Ja. Man war zufrieden. Wenn du zuerst gar nichts gehabt hast und dann doch ein paar Markl, dann war man zufrieden. Heute ist es anders. In der Fabrik bekommt man mehr.

Abhängigkeit vom Wetter

Manchmal regnete es in der Früh so stark, dass du erst gar nicht das Arbeitsgewand angezogen hast. Jede wollte daheim bleiben, so sprachen wir uns bei der Saline oben ab. Es gab Regenzeiten, in denen man zwei, drei Tage daheim bleiben musste. Manchmal sind wir auch aufs Feld, haben gewartet bis der Regen aufhört.

Wenn es im Sommer sehr heiß war, begannen wir schon um fünf Uhr früh mit der Arbeit und sind um zwölf, ein Uhr wieder heim. An diesen Tagen hatten wir weniger Verdienst. Wenn man dann wieder ein besseres Feld zugeteilt bekam, hat das den Verlust wieder ausgeglichen.

I: Wie war die Arbeit in der Filze im Vergleich zur Arbeit in der Spinnerei?

Die Arbeit in der Filze war viel schwerer, denn du bist ja immer auf den Knien umeinander gerutscht. Und du hast schauen müssen, dass du am Tag viel schaffst. Ich kann heute nicht mehr weit gehen, weil mir die Knie so weh tun. In der Fabrik war es auch Akkordarbeit, das war nervlich anstrengend. Das gleiche war die Arbeit beim Bauern, wenn man zum Beispiel bei der Ernte half. Wir sind zum Beispiel zum Ährenklauben gegangen, haben, nachdem das Feld abgeerntet war, die einzelnen Ähren, die liegen geblieben waren, auf einen Schubkarren zusammen gesucht. Dann fuhren wir die Ähren zum Müller, bekamen davon Mehl. Das war unter dem Krieg. Mit meiner Mutter fuhr ich dafür extra mit dem Zug in die Mühldorfer Gegend. Hier gab es das weniger, dort waren die richtig großen Bauern. Hier waren die kleinen Bauern mit vielleicht fünf, zehn Kühen.

Als Frau auf dem Torffeld

Und wenn du die Periode hattest – das war was. Die ganze Wäsche habe ich im Schlafzimmer

gewaschen. Im Kübel wurde die Wäsche mit Salz eingeweicht, mit einem Deckel zugedeckt. Am nächsten Tag wird die Wäsche ausgewaschen. Als Kind habe ich einmal in den Wäsche-Putzkübel von meiner Mutter geschaut. Dachte mir: Mei, ist die Mutter krank. Aber ich fragte nicht nach und sie hat mich erst über die Monatsblutung aufgeklärt, als ich sie selbst das erste Mal bekommen habe.

Das mit der Periode war während der Torfarbeit oft schlimm. Damals gab es nicht die Wegwerf-Binden. Wenn ich mich am Abend ausgezogen habe um mich zu waschen, meinte mein Mann oft: „Heute schaust du wieder aus, wie ein Metzgershund.“ Es wurde aber nie gejammert. Aber du kannst ja nicht jeden Tag daheim bleiben, denn so kriegst du ja deine Wochen nicht zusammen.

Einmal ist der Doktor Fuckel aus Raubling zu uns aufs Torffeld gekommen, weil etwas passiert war. Da hat er geschaut, wie wir arbeiten müssen. Er wollte einen Krankenschein ausschreiben, damit wir eine Woche daheim bleiben können. Aber wir sagten: „Das geht nicht, wir würden schon gern daheim bleiben, aber wir bekommen dann die Wochen nicht zusammen. Dann müssten wir die Zeit im Herbst einarbeiten, wenn es vielleicht schon schneit.“ „Da seid's scho arme Leut“, sagte er.

Ein anders Mal sahen uns Amerikaner, die in Aibling stationiert waren, von ihrem Hubschrauber aus. Auf einmal kamen sie daher, weil sie sehen wollten, was wir da machten, wie wir da auf dem Boden umeinander krabbelten. „Nix gute Arbeit für Frau“, sagte der Pilot.

Auch wenn eine Frau schwanger war, hat sie gearbeitet, meist bis zur Entbindung. Die meisten haben zu Hause entbunden.

Arbeitsfelder von Mann und Frau auf dem Torffeld

I: Sie haben als junge Mutter arbeiten müssen. Ist Ihnen das schwer gefallen?

Überhaupt nicht. Das war selbstverständlich. Kamen die Frauen mittags von der Arbeit, hol-

ten sie ihre Kinder im Kindergarten ab. Das war einfach so. Fast alle Mütter haben gearbeitet. Es gab ein paar, deren Männer in der Fabrik in Redenfelden beschäftigt waren. Diese Frauen mussten nicht in die Arbeit gehen, weil die Männer so gut verdienten. Aber wenn der Mann starb, hatten sie auch nur eine Rente. In der Filze musste man in der Saison ganztags arbeiten, von der Früh bis um fünf Uhr abends, eine Halbtagsarbeit gab es nicht, weil es die Arbeit eh nur im Sommer gab.

I: Haben die Frauen in der Torfarbeit genauso viel verdient wie die Männer?

Nein, das gab es noch nie. Dabei mussten wir Frauen genauso arbeiten wie die Mannsbilder. Wir waren da ganz schön ausgeschmiert. Wir machten teilweise die gleiche Arbeit. Die Männer mussten zum Beispiel die Gleise verlegen, das war natürlich eine körperlich schwere Arbeit. Das Feld dort war nicht eben, der Boden bucklig. Oft sind die Wagerl aus den Gleisen gesprungen. Das Kasteln war reine Frauenarbeit. Daher brauchten sie so viele Frauen für die Saison.

Mein Mann hat Torf gestochen – Streutorf, den die Bauern zur Einstreu nahmen. Bei den Männern gab es damals keine Partien, jedem wurde einzeln sein Torfstich zugeteilt. Bei dieser Arbeit konnten sie nicht in der Gruppe arbeiten. Jeder musste selbst seinen Rollwagen füllen. Wenn einmal etwas kaputt ging, dann haben sie zusammengeholfen, aber sonst war jeder für sich. Diese Arbeit war körperlich nicht schwerer als unsere Frauenarbeit beim Kasteln, denn der Streutorf war leicht und locker. Und noch leichter war er, wenn er den Winter über ausgefroren war.

Umstellung im Torfabbau auf Blumenerde

Als die Umstellung auf Blumenerde war, fuhr ich die Maschinen in der Halle. Die anderen Frauen arbeiteten an der Verpackungsmaschine, die den Torf in Säcke füllte. Manchmal hat der Frästorf gestaubt, manchmal war er nass. Die Säcke mussten erst in Kartons, dann in die Waggons und später auf die Lastwägen verladen werden. Je nachdem wie hoch die Waggons waren, mussten

wir Frauen die Säcke aufschichten. Das Verladen war Frauenarbeit. Nur wenn ein Mann mal keine andere Arbeit hatte, schickten sie ihn zu uns zum Verladen.

Arbeitsfelder in der Torfwerks-Halle

Es gab welche, die langsamer gearbeitet haben. Aber die Frauen haben überall hingelangt. Die Mannsbilder suchten sich eher eine leichtere Arbeit. Da hat der Meister oft geschimpft. Dabei verdienten die Frauen immer weniger als die Männer. Die Gewerkschaft fordert jetzt den gleichen Lohn für beide bei gleicher Arbeit. Bei den Frauen wird die Arbeit ordentlich gemacht. Aber die Männer – dann stehen sie wieder herum, trinken ein Bier. Oder sie rauchen eine Zigarette. Nur wenn sie an einer Maschine arbeiten, geht das nicht, denn an der Maschine musst du durchgehend bleiben. Ich war Maschinenführerin, meine Schwägerin ebenfalls. Du bekommst dann schon ein wenig mehr Lohn. Aber ich musste die Maschine auch selbst warten. Wenn etwas kaputt war, musste ich sie selbst richten, außer es fehlte mehr.

Freizeit

Mein Mann ging jede Woche einmal zum Kartenspielen in die Wirtschaft; das stand ihm auch zu, wenn er schon die ganze Woche arbeitet ...

I: Was hatte eine Frau für Möglichkeiten in ihrer Freizeit?

Im Sommer haben wir uns oft auf der Hausbank zusammengesetzt. Wenn einer etwas gesehen oder erlebt hat, hat er es halt erzählt, und so weiter.

Am Samstag mussten wir die Wäsche waschen. Damals gab es noch keine Waschmaschine. Es war hier ein Waschhaus für mindestens drei Familien. Ein jeder musste warten, bis der andere mit seiner Wäsche fertig war. Mein Mann hat gekocht, wenn ich die Wäsche machte. Um das Essen musste ich mich am Washtag nicht kümmern. Bei uns kann jeder kochen.

Am Abend haben wir uns auf der Bank draußen zusammen gesetzt, haben ein wenig geratscht.

Wenn du schwer arbeiten musst, und du endlich mit deiner Hausarbeit fertig bist, dann brauchst du nichts mehr. Denn wenn du am anderen Tag wieder früh aufstehen musst, dann tut dir alles weh: Das Kreuz, die Füße. Wenn du dich im Bett umdrehst, spürst du jeden Knochen. So war das während der Arbeit.

Im Winter war ich immer daheim, das war schön. Es waren viele Frauen dabei, die viele Kinder hatten. Sie machten im Winter all das, wozu sie im Sommer keine Zeit hatten. Ein Wäschekorb voller Flickzeug stand an, die viele Wäsche. Viele hatten zwei, drei Ziegen. Wenn du so viele Kinder hast, brauchst du die Milch. Die Frauen sind im Winter wenig zusammen gekommen. Im Sommer sind wir viel draußen zusammen gesessen. Aber dass man mal zur Nachbarin in die Wohnung zum Ratschen gegangen wäre, das gab es nicht. Es hat ja eine jede ihre Arbeit gehabt. Man hat sich halt draußen beim Wäscheaufhängen getroffen, musste sich wegen der Benützung vom Waschhaus absprechen.



Viele Barackenbauten in der Hochrunstfilze hatten kein Waschhaus. Dann fand der Waschtage im Freien statt.
Foto: Erna Schwaiger

I: Haben Sie einmal Urlaub gemacht?

Nie. Dadurch, dass wir im Winter zu Hause waren, gab es keinen Urlaub von der Arbeit aus. Und weggefahren sind mein Mann und ich nicht. Und mit was denn? Mit dem Fahrrad?

In den siebziger Jahren haben sich viele ein Auto gekauft. Mein Mann fragte mich, ob ich den Führerschein machen wolle. Aber ich wollte nicht. Dort, wo ich hinkommen möchte, kam ich auch mit dem Bus hin. Wenn der Siedlerverein einen Ausflug machte, fuhr ich manchmal mit. Ich war zufrieden.

Waschtage

Jeden Samstag war Waschtage. Das Waschhaus war draußen im Hof. Da gab es oft eine Streiterei, wann wer das Waschhaus benutzen kann. Die einen sind schneller, die anderen langsamer. Es konnte immer nur eine Familie waschen. Wenn du von der Weißwäsche noch eine saubere Lauge hast, kannst sie hinterher für die Arbeitswäsche nehmen. Am Abend zuvor wurde der Kessel eingehitzt, damit in der Früh das Wasser schon warm war. Die eingeweichte Wäsche muss man zuerst auswringen, dann in den Waschkessel geben. Gleichzeitig ließen wir Wasser für die weiße Wäsche ein. Darin kam die Buntwäsche, die ja schon gewaschen war, zum ausschwoapn [ausspülen mit klarem Wasser].

Im Sommer ist es ja noch gegangen, aber im Winter! Da hattest du keine Möglichkeit zum Trocknen. Im Sommer hingen wir die Wäsche draußen auf die Leine, aber im Winter wäre sie gefroren. In der Baracke meiner Schwiegereltern hatten wir einen kleinen Dachboden, wo wir die Wäsche trocknen konnten.

Wohnsituation

Bis heute wohne ich in einer Wohnung vom Torfwerk. Es baute die Häuser, weil sie sonst keine Arbeiter gefunden hätten. Der Betriebsleiter sagte einmal zu uns: „Wenn die Häuser fertig sind, seid ihr die ersten, die eine Wohnung bekommen.“ Bis dahin wohnten wir bei meinen Schwiegerleuten in einer Baracke mit vier

Zimmern, in denen wir zu zehnt wohnten: Mein Mann und ich mit unserem Kind, die Schwiegereltern und ihre sechs Kinder. Aber das war damals in den 50er Jahren so. Es war den Männern egal, ob ein Kind mehr oder weniger kam.

Ich war im Siedlerverein, in dem die Fabrikarbeiter, die von der Papierfabrik in Redenfelden aus gebaut haben, waren. Es durften nur Fabrikarbeiter bauen. Sie waren finanziell besser gestellt als die, die in der Filze gearbeitet haben, denn sie haben besser verdient. Die Fabrikarbeiter in Redenfelden sind von überallher mit dem Fahrrad gekommen: bis von Happing und Kolbermoor. Einer hat mir oft erzählt, dass er das Radl tragen musste, weil soviel Schnee lag. Da hatten wir Filzarbeiter es gut. Wir waren im Winter zu Hause.

Auch wir hätten einen Baugrund über das Torfwerk bekommen, wenn wir gewollt hätten. Es gab hier mehrere, die Anspruch auf Baugrund gehabt hätten, ihn aber nicht nutzten. Die Baugründe an der Panger Straße wurden vom Torfwerk vergeben.

Entbindung

Meine Eltern hatten eine Spinnereiwohnung in Kolbermoor. Als mein Bruder auf die Welt kam, hat meine Mutter auch zu Hause entbunden. Die Nachbarn hatten zu mir gesagt: „Du kriegst einen Bruder.“ Und ich wusste von nichts, dachte nur: Wir haben ja gar nicht soviel Geld, dass wir uns einen Bruder kaufen könnten. Heute wird es den Kinder ja gesagt. Aber als Kind habe ich wirklich nichts mitbekommen. Ich war damals neun Jahre alt, meine Mutter hat nachts entbunden. Ich habe geschlafen. Da hab ich am nächsten Tag geschaut, als das Baby da war! Auch wenn hier in einer Baracke ein Kind auf die Welt kam, durften die Kinder nicht dabei sein, jeder musste ins Bett gehen. Die meisten haben zu zweit in einem Bett geschlafen, je mehr beieinander lagen, umso schöner ist es gewesen. So war es auch bei den Bauern, die viele Kinder hatten.

Auch mein Sohn wurde daheim geboren. Die Raublinger Hebamme war hier, mein Mann

hatte sie rechtzeitig geholt. Damals hat es kein Telefon gegeben, also musste mein Mann zum Doktor, zum Hausarzt fahren. Er war gleich hier. Der Doktor ist auch mit dem Radl oder dem Motorrad gefahren. Seine Arzttasche hatte er hinten auf dem Gepäckträger. Die Hebamme hat in Raubling gewohnt, sie kam mit dem Fahrrad. Meine Schwiegermutter hatte eingheizt, das Wasser schon her gerichtet. Der Doktor Fuckel war immer gleich da. Er war ein guter Arzt. Und es verlief alles komplikationslos. Als der Bub auf der Welt war, war er natürlich der Mittelpunkt der vielen Geschwister meines Mannes. Kaum kamen sie von der Schule nach Hause, waren sie schon am Kinderwagen.

Ernährung

Zum Mittagessen gab es oft eine Suppe, am Sonntag Fleisch mit Knödel und Salat. Unter der Woche gab es oft Bohnensuppe mit Knödel oder Kartoffelsuppe mit Pfannekuchen. Das hatte ich vorher nicht gekannt, aber es hat richtig gut geschmeckt: Den zusammengedrehten Pfannkuchen isst man zur Kartoffelsuppe. Sonst gab es auch Kraut, Blaukraut mit Reiberdatschi. Meine Schwiegereltern hatten Hühner, aber keine Ziegen. Die Milch musst du ja mögen.

I: Haben Sie Vorratshaltung betrieben?

Nein, das hat es nicht gebraucht. Der Verdienst hat gereicht, um die Lebensmittel zu kaufen. Aber es gab auch welche, bei denen hat das Geld nicht gereicht. Wenn der Mann viel getrunken hat, wenn am Freitag Zahltag war, er den Vorschuss bekommen hat – die Ausgabe war im Büro und gleich daneben war die Wirtschaft. Sie sind gleich mit dem Geld in die Wirtschaft. Das hat es auch gegeben. Mein Mann nicht. Aber ich habe es mitbekommen, weil die Frauen geschimpft haben.

Mithilfe der Kinder und Gartenarbeit

Mein Sohn hat zu Hause nicht mithelfen müssen. Er konnte den ganzen Tag mit den anderen Kindern spielen. Die Kinder konnten hier überall spielen.

Es lag an den Eltern, ob die Kinder zu Hause mithalfen. Ich musste zu Hause viel mitarbeiten. Einmal fragte ich meine Mutter, warum ich soviel helfen müsse und die anderen nicht. Sie sagte: Die anderen haben einen Vater, der mehr verdient, so dass die Mutter nicht in die Arbeit gehen muss. Wir hatten damals von der Spinnerei in Kolbermoor zur Wohnung ein Stück Gartenland bekommen. Weil viele Familien ihr Gartengrundstück nicht wollten, bekamen wir noch eines dazu. Darauf bauten wir Kartoffeln, Buschbohnen und so weiter an. Es war eine Siedlung mit sechs gleichen Häusern mit jeweils sechs Parteien in Kolbermoor.

In Nicklheim hat sich halt jeder einen Garten angelegt, der wollte. Die Grundstücke wurden vom Torfwerk vergeben. Die Leute hatten ihre Gärten dort, wo heute die Häuser stehen. Was man an Lebensmittel selbst hatte, brauchte man nicht kaufen. Man musste sich halt eine Schaufel zum Umgraben und eine Gießkanne kaufen - und arbeiten.

Die Rolle der Kirche

Wer ein wenig christlich war, ging jeden Sonntag in die Kirche. Zu meiner Jugendzeit in Kolbermoor war es die Großmutter. Wir Frauen wechselten uns mit dem Kirchgang ab, einmal hat die Mutter gekocht, einmal ich, die andere ging in die Sonntagsmesse.

Mein Mann ist evangelisch. Damals war das noch schlimmer. Ich bin katholisch. Vor der Eheschließung mussten wir ein paar Mal auf die Gemeinde laufen, mit dem Pfarrer war es auch schwierig. Irgendwann kam dann der Gemeindediener und sagte: Ihr könnt heiraten. Wir heirateten evangelisch in Raubling. Wenn Religionsunterricht war, konnte unser Sohn während der Unterrichtsstunde nach Hause gehen. Der Pfarrer hätte es nicht gern gesehen, wenn er geblieben wäre. Es gab mehrere evangelische Kinder in Nicklheim.

Die Taufe war auch schwierig, weil der Mann evangelisch und ich katholisch war. Jetzt ist es einfach, aber damals war es das nicht. Wir mussten den Buben evangelisch in Großholzhausen

taufen lassen, weil mein Mann evangelisch war. Zur Konfirmation fuhr er nach Redenfelden in die evangelische Kirche.

Die Nicklheimer sind oft in die Kirche gegangen. Ich selbst bin nie gegangen. Weder in die evangelische, noch in die katholische Kirche. Wenn du den ganzen Tag auf den Knien arbeitest, die viele Hausarbeit hast, nein.

Trachtenverein - Ausflüge

Den Trachtenverein gibt es nicht mehr. Und die Tracht kostete viel Geld. Und wenn du ein paar Kinder dabei hast, sie musst du ja auch mit der Tracht einkleiden. Mein Mann war beim Verein dabei. Er hat zwar nicht geplattelt, aber wenn vom Verein aus was war, ging er mit. Ich habe die Strümpfe für meinen Mann und unseren Buben gestrickt, auch die Arbeitssocken. Wenn mein Mann mit dem Trachtenverein am Sonntag wegfuhr, wollte er, dass ich mitfahre, aber ich wollte nicht. Ich hatte am Sonntag genug zu tun: Bügeln, Flickern, Stricken – das waren meine Sonntagsbeschäftigungen.

Einen Ausflug machten wir selten. Höchstens dass wir einmal mit dem Fahrrad zu einer Wirtschaft radelten, dort ein wenig gegessen haben, wenn ich mal sagte: Heut will ich nicht kochen. Wir hatten kein Auto, mein Mann hatte ein Moped.

Insgesamt arbeitete ich 32 Jahre lang im Torfwerk.

I: Haben Sie gern dort gearbeitet?

Gern? Ob es diese oder jene Arbeit ist – hinlangens musst du überall. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Und welche Arbeit man macht, ist nicht so wichtig, Hauptsache, man hat eine Arbeit.